

Matthias Wieser, St. Michael in Iphofen. Beiträge zur Baugeschichte und Instandsetzung einer gotischen Friedhofskapelle mit erhaltenem Beinhaus (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, Reihe XIII: Neujahrsblätter, 46), Würzburg: Gesellschaft für Fränkische Geschichte 2006. -geb., 127 S., 11 s/w-, 79 Farbabb., 32 Planzeichnungen.

Das Bestattungsrecht bildete im Mittelalter neben dem Taufrecht eine zentrale Funktion (und Einkommensquelle) der Pfarrkirchen; diese waren somit Zentren des Sepulkralkultes, was mit der neuzeitlichen Tendenz, Bestattungsorte außerhalb der Siedlungskerne anzulegen, mehr oder weniger verlorenging. Während die Bestattung im Kirchenraum in der Regel privilegiert war, wurde auch in der Friedhofsbestattung eine größtmögliche räumliche Nähe zum Altar gesucht. Es entstanden komplexe Areale, für die das Nebeneinander von Pfarrkirche und Friedhofskapelle typisch war. In Franken bilden beispielsweise Wertheim, Tauberbischofsheim, Lauda oder Ochsenfurt noch fragmentarische Beispiele. Häufig führte die geringe Bestattungstiefe, die Übersättigung des Bodens und die hohe Nutzungsfrequenz der Grabstätten dazu, die engen Friedhofsareale ökonomisch zu nutzen, indem sterbliche, schwer verwesliche Überreste in einem eigenen, häufig halb im Erdreich eingekellerten Raum bewahrt wurden. Die christliche Überzeugung von der Auferstehung des Fleisches am Jüngsten Tage bedingte einen pietätvollen Umgang mit den Gebeinen. Die Mehrzahl der erhaltenen Friedhofskapellen sind nach der Säkularisation, in evangelischen Gebieten zum Teil aber schon seit der frühen Neuzeit wenn nicht zerstört, so doch umgenutzt worden, so dass ihre ursprüngliche Funktion ganz überwiegend nicht mehr erlebbar ist.

Dagegen nahm die Friedhofskapelle in Iphofen bis in die 1960er Jahre und wieder seit 1998 die Funktion als Ossuarium wahr. Der nach der Entstehung der gotischen Kapelle nicht mehr grundlegend umgebaute Raum ist das älteste intakt erhaltene Sakralbauwerk Iphofens. Die vorbildliche Restaurierung, deren Dokumentation ein Anliegen der hier besprochenen Publikation ist, bewahrt somit nicht nur ein historisch gewachsenes Ensemble, sondern auch ein hervorragendes Geschichtsdokument Iphofens.

Zunächst stellt Martin Brandl als zuständiger Konservator des Bayerischen Landesamtes die Baugeschichte dar und beschreibt die erhaltene Substanz. Bei der Datierung orientiert er sich leider ausschließlich an der Stiftung einer Messpfründe für St. Michael, die durch den 1381 als verstorben bezeugten Pfarrer Waldmann erfolgte. Ob damit die Bauzeit der spätgotischen Kapelle hinreichend fixiert ist, muss jedoch offen bleiben.

Denn wie Matthias Wieser im zweiten Teil aufzeigt, existierte ein Vorgängerbau, der wahrscheinlich im frühen 13. Jahrhundert entstand. Ein Neubau war also keine zwingende Voraussetzung für die Stiftung, aber möglicherweise beabsichtigt.

Die spärliche Bauplastik (Portal mit gerateten Birnstäben und Büste Gottvaters als Bogenschluss; Maßwerkfenster mit einfacher Kehlung bzw. Fase und genasten, zum Teil sphärischen Maßwerkformen) deutet jedenfalls auf die Bischofsstadt Würzburg, wo 1377 der Bau der Marienkapelle begann und der Domkreuzgang 1423 bereits längere Zeit im Bau war. Es liegt nahe, dass an der Errichtung der Iphöfer Kapelle Kräfte aus Würzburg beteiligt waren. Der Rezensent mag daher die offene Frage, ob die Kapelle 1380 oder - laut einer verlorenen Inschrift - 1412 errichtet wurde, nicht entscheiden. Immerhin ist bemerkenswert, dass die Figur Gottvaters qualitativ höher steht als andere Werke im Einflussbereich der Würzburger Marienkapelle (Tauberbischofsheim, Weikersheim) und am ehesten mit der Konsolplastik in deren Langhaus einhergeht, nicht aber mit der Schlusssteinplastik im Chor und an den Tympana. Das spricht eher für eine Datierung nach 1400.

Der quadratische Grundriss war offenbar durch den ersten Bau vorgegeben; möglicherweise wollte man einen Zentralbau realisieren, wie er für romanische Karnerkapellen durchaus

häufiger ist. Bei gotischen Neubauten dagegen setzte sich die gerichtete Längsform durch. Dass man hier den quadratischen Grundriss beibehielt, hatte wohl ökonomische Gründe (Nachnutzung älterer Fundamente).

Ein typisches Problem bei der Konservierung von Friedhofsdenkmälern - die Belastung durch hygroskopische Salze, insbesondere Nitrate als Sekundärprodukte von Verwesungsvorgängen - muss auch in Iphofen berücksichtigt werden. Auch legen die Ausführungen implizit nahe, eine latente Magnesiumsulfatbelastung durch gips- bzw. dolomithaltige Putze anzunehmen. Während die eingesetzten Restaurierungsmaterialien recht genau spezifiziert werden, bleibt der Befundbericht in dieser Hinsicht an der Oberfläche. Ferner wird erwähnt, dass zum Teil mehrere Putzlagen übereinander befundet wurden - über die Materialzusammensetzung der ältesten Schichten hätte man gerne mehr erfahren. Wichtiger ist jedoch, dass intakter historischer Putz durch Anböschung in situ erhalten und der Übergang zum Neuputz dezent ablesbar gestaltet wurde.

Überzeugend erscheint dem Rezensenten das hier gewählte Konzept der präventiven Konservierung: Eine moderate Hüllflächentemperierung und das Aufbringen eines großporigen, bindungsmittelarmen Opferputzes sowie ein reversibler Windfang als Klimaschleuse. Neben einer kunsthistorischen Baumonographie erhält der Leser somit auch die Möglichkeit, sich ansatzweise mit baukonservatorischen Problemen vertraut zu machen.

Bernhard Rösch

WI•KOMM•VERLAG

Wissenschaftlicher Kommissionsverlag

Internet:

www.wikommverlag.de

www.franken-im-buch.de